

Kriegsdichter
des
siebenjährigen Krieges
und
der Freiheitskriege.

Ein Vortrag

von

Dr. Heinrich Pröhle.

Jubelausgabe zur Körnerfeier.

Altona,

G. Mayer's Verlag.
Haendcke u. Lehmkuhl.

1863.

Herrn

Professor V. A. Huber

zu Wernigerode

hochachtungsvoll gewidmet.

1. Vortrag in Berlin am 7. März.

Der rasche Aufschwung der deutschen Literatur unter Friedrich dem Zweiten ist für den sinnigeren Beobachter eine der anziehendsten Erscheinungen. Eine Anzahl vaterländischer Talente in seinem Staate selbst wird von dem Könige nicht beachtet, empfängt aber durch seine Thaten die großartigsten Anregungen. Alle diese Dichter fühlen sich dem Könige unendlich nahe; denn von derjenigen Art der Bildung, welche ihm eigen ist, sind auch sie ausgegangen. Er selbst ist Dichter. Ganz die Ideen der von ihm geistig repräsentirten Zeit sind es, denen er auf seinem Throne getreuer dient als sie alle, weil er dort in einer gewissen Absonderung vom Volke die gefahrvolle Seite derselben weniger bemerkt als sie. — War ihr König von französischen Günstlingen umgeben und bedurfte er der Rathgeber überhaupt wenig, so konnte doch Nichts diese begabten Männer hindern, seine treuesten Soldaten oder seine zufriedensten Bürger zu werden¹. Und weil sie sich mit den Grundsätzen des Staates in so wunderbarer Uebereinstimmung wußten, [6] so konnte hier noch auf dem kleinsten Punkte der Grund ihrer geistigen Befriedigung und selbst ihres irdischen Wohlergehens gelegt werden. Wie seine Augen, so waren auch die ihren auf eine gewisse abstracte Öffentlichkeit gerichtet. Eine beglückte Häuslichkeit kam an diese Männer weniger als ödes Alter. Aber mußten sie sich nicht auch darüber mit ihrem Könige getrösten?

Der getreueste von allen Königs - Sängern war vielleicht Ramler. Friedrich scheint ihn noch weniger als Gleim beachtet zu haben, obgleich er zu Berlin ein sehr charakteristisches Amt bekleidete. Friedrich glaubte die Officiere für den Kriegsdienst tüchtiger zu machen, wenn sie mit der Philosophie bekannt würden, und Ramler mußte den Cadetten Logik vortragen. Schon Friedrichs Thronbesteigung hatte er als Schüler in einer Ode gefeiert. Friedrich's Größe steht ihm darin schon lebhaft vor Augen. Seine späteren Gedichte kann man zum Theil nicht ohne Rührung lesen. Ein Granatapfel, der in Berlin zur Reife gelangte, wurde von Ramler gleichsam als ein Symbol der geistigen Schöpfungen Friedrichs begrüßt:

Hier blühst du? hier, in dieser kalten Zone?
 Hier öffnest du die purpurrothe Brust?
 Siegesprangest hier in deiner goldnen Krone,
 Du Liebling Proserpinens, die mit Lust
 Und ohne Reue deine Körner aß
 Und allen Nektar ferner und den Olymp vergaß?

Am 24. Januar 1762 bittet er, der Kranke, den Arzt in einer Ode um die Erlaubniß, eine Flasche

¹ Zu den hier bezeichneten literarischen Kreisen gehörte jedoch wesentlich auch Gleims Freund, der Königl. erste Hofprediger August Friedrich Wilhelm Sack, der den Enthusiasmus für Friedrich in angemessener Weise und Sprache, aber unverändert, auf die Kanzel brachte. Sein Enkel C. H. Sack, gegenwärtig Königl. Ober - Consistorialrath zu Magdeburg, gab zum hundertjährigen Gedächtniß der auf dem Titel genannten Schlachten neu heraus: „Drei Dankpredigten über die von dem großen Könige Friedrich II. im Jahre 1757 erfochtenen Siege bei Prag, bei Roßbach und bei Leuthen, in demselben Jahre im Dom zu Berlin gehalten. Berlin, W. Hertz. 1857.“

Hochheimer zum Geburtstage Friedrichs entsiegeln zu dürfen, weil dessen Feindin Kleopatra gefallen sei. Er meint den Tod der Kaiserin Elisabeth, durch welchen einer der schwärmerischsten von allen Verehrern Friedrichs für kurze Zeit auf den russischen Kaiserthron gelangte.

Aber wohl eben so vielfach als durch Oden wurde Friedrich in volksthümlichen Liedern gefeiert. Man kann sogar in dieser Beziehung an den Gesängen zu Ehren Friedrichs einen zeitgemäßen Fortschritt unmittelbar aufweisen. Dabei wird man sich nicht wundern, ihn gerade an die Person dieses Monarchen geknüpft und in einer Zeit auftreten zu sehen, wo überhaupt durch das [7] Zusammentreffen einer fast schon überreifen fremden Cultur mit den Resten eines wahrhaft naiven Volks-Elementes sich die deutsche Literatur mit Riesenschritten ihrem Höhepunkte näherte. Friedrich selbst trug unbewußt dieses vaterländische, naive Element in sich. Wenn er auch die Sprache der deutschen Gelehrten und Dichter nicht correct schrieb, so hatte er doch die Volkssprache so sehr in seiner Gewalt, daß er sogar bei guter Laune charakteristische Aeußerungen ausführlich im Dialekte wiedergab. Sein Verkehr mit seinen Soldaten war von der eigenthümlichsten Art. Durch dies volksthümliche Element, welches in dem französisch-schreibenden deutschen Fürsten verborgen lag, erhielt seine Gestalt nicht allzuspät etwas Typisches. Anfangs erzählte man Anekdoten von ihm, jetzt haben sich, wie kaum an irgend einen andern Neueren, schon wirkliche Sagen an ihn angesetzt. Seine Neigung, sich selbst von den geringfügigsten Dingen zum Besten des öffentlichen Wohles zu unterrichten, wurde zu Schwänken und Märchen ausgebeutet. Seine ausgezeichneten Gaben führten auf diesem Gebiete dazu, daß er zum Zauberer gemacht wurde. Ja, die aufklärerische Richtung seiner Regierung selbst gab unmittelbar zu einem Aberglauben Veranlassung: denn ziemlich verbreitet ist im Volke die Meinung, der alte Fritz habe die Zwerge und andere spukhafte Erscheinungen vertrieben.

Klopstock hatte schon vor dem siebenjährigen Kriege ein Gedicht verfaßt, in dem der Name Friedrich vorkommt und welches merkwürdiger Weise als Nachahmung des berühmten Volks- und Kriegsliedes von der Chevy-chase bezeichnet wurde. Man sieht aus dieser Ankündigung, woher Klopstock seine Anregung empfangen hatte. Seine Ode hat jenem Volksliede nur das Metrum entlehnt. Von ihm kam dieses Metrum dann auf den preußischen Grenadier, welcher die von Klopstock unterschlagenen Reime wieder hinzufügte. Von Gleim aber kam dasselbe Metrum an Stagemann. Dieser wandte es häufig an und so findet zwischen dem alten Liede von der Chevy-chase und der Lyrik der Freiheitskriege ein ununterbrochener Zusammenhang Statt. So war Klopstock's Muse schon auf dem besten Wege gewesen Friedrich den Zweiten zum poetischen Schutzpatron zu machen; allein die patriotische [8] Verstimmung gegen Friedrich, die sich Klopstocks bemächtigte, leitete ihn, auch von Hermann abgesehen, wieder auf andere Fahrten. Er war einen Augenblick geneigt, Karl den Großen zu seinem stereotypen Helden zu erwählen, der ihm als deutscher Literaturfreund erschien. Er glaubte die strahlenden Buckeln an den seiner Meinung nach als ein stattlicher Band irgendwo verborgenen alten Liedern, die Karl der Große aufschreiben ließ, zu erblicken. Er läugnete später in jenem Gedichte bei dem Namen Friedrich an den König von Preußen gedacht zu haben. Er corrigirte auch Friedrich heraus und Heinrich I. hinein in jenes Gedicht, welches zunächst Gleim so bedeutsame Anregungen gab.

Gleim nämlich müssen wir unbedingt für den preußischen Grenadier halten, obgleich wir nicht verschweigen wollen, daß wegen des erheblichen Abstandes seiner übrigen Gedichte von diesen Liedern in dem Kreise, welcher ihn zuletzt umgab, wohl der Gedanke aufgetaucht ist: Gleim sei

nicht der Sänger der Lieder eines preußischen Grenadiers, sondern dieser sei ein wirklicher Kriegsheld gewesen. Er sei im siebenjährigen Kriege geblieben, und nun erst sei Gleim allmählig mit seiner Autorschaft hervorgetreten. Allein man übersieht dabei zunächst, außer dem bedeutenden Talent, welches doch in Gleim's unverwüstlicher Reimlust unverkennbar ist, auch den Umstand, daß Gleim, der im zweiten schlesischen Kriege Friedrichs Kriegsführung aus eigener Anschauung kennen gelernt hatte, auch auf andern Gebieten der Dichtkunst, namentlich auf dem der Romanze, eben so gut wie mit seinen Kriegsliedern neue Bahnen gebrochen hat; man übersieht, daß Gleims Gesamtnatur, sein nach allen Seiten offener Sinn sich am Passendsten einmal in diesen Liedern zusammenfassen konnte, und daß die Soldatenlieder, welche Gleim noch später schrieb, zwar unendlich matter, aber in derselben Reflexions-Manier wie die echten Grenadierlieder gehalten sind. Zudem hatte ja aber Gleim's Anonymität einen sehr bestimmten Nutzen für ihn. Er lebte in einer entfernten Stadt, die im Verlaufe des wechselvollen Krieges zwei Monate vor der Schlacht bei Roßbach wirklich einmal einem Feinde in die Hände fiel, der dem verkappten Grenadier ohnehin schon durch die Verwüstung eines Gärtchens wehe that und für [9] den Augenblick dem offenkundigen Kriegsdichter gewiß sein ganzes eben so bescheidenes als mühsam begründetes Lebensglück vernichtet hätte.

Jedoch der Hauptbeweis, daß Gleim nicht der Dichter dieser Lieder sei, soll in dem Briefwechsel zwischen Lessing und Gleim zu finden sein. Die genaue Prüfung und Auslegung aller hierher gehörigen Stellen, unter denen mehrere freilich gar seltsam klingen, beweist das Gegentheil. Im Juni 1757 hatte Lessing eins der Grenadierlieder von unbekannter Hand zugeschickt erhalten, gewiß auf eine Veranstaltung Gleim's. Im scherzenden Tone setzte Lessing Gleim davon in Kenntniß, als glaube er das Unmögliche, daß wirklich ein gemeiner Soldat diese Lieder gemacht habe. Lessing hatte ohne Zweifel Gleims Autorschaft errathen und sah ein, daß eine solche Wirkung, wie der Dichter sie beabsichtigte, nur durch vollständige Täuschung des Publikums erreicht werden konnte. Die ganze Korrespondenz ist daher spielend gehalten. Von dem Grenadier wird nur in der dritten Person gesprochen. Aber Gleim vertritt in Allem den Autor, so wie nur der Dichter selbst es konnte. Lessing besorgt die Geschäfte des Autors. Was aber den Tod des Grenadiers betrifft, so spielt Gleim mit diesem vorzugsweise, so daß man unmöglich an ihn glauben kann. Er bereitete Lessing schon am 8. August 1757 darauf vor. Mehr als ein Jahr danach fragt Lessing erst: „Aber so ist er nun wirklich todt, unser Grenadier?“ Gleim jedoch schob seinen Tod nachher noch fast um ein volles Jahr hinaus. „Er ist todt, Ihre Hoheit, er ist bei Kunersdorf geblieben,“ sagte er nämlich in Blankenburg zum Markgrafen von Bayreuth, der ihm scherzhafte Grüße an den Grenadier auftrug.

Diese letztere bedeutungsvolle Aeußerung Gleims führt mich auf Ewald von Kleist, an dessen ihm tief verschwisterten Genius und dessen Ende Gleim damit ohne Zweifel erinnern wollte. Das Verhältniß dieser beiden Geister wurde durch Ewald von Kleist's Tod die nachhaltigste unter den vielfachen ähnlichen Beziehungen zur Zeit der literarischen Freundschaften. Ihre Freundschaft flocht sich durch die hauptsächlichsten Productionen der beiden Dichter, so daß Gleim gleichsam in Kleist's und Kleist in Gleim's Seele [10] dichtete. So dichtete denn Gleim an seiner Holtemme zu Halberstadt Kriegslieder und der streitbare Kleist sang den Frühling, welcher aus den idyllischen Verhältnissen seines Gleim leichter hätte hervorgehen können. Den Embryo seines Frühlings findet man in folgender Stelle eines Briefes von Kleist an Gleim: „Im Schlafe gehe ich wirklich mit Ihnen um. Wir spaziren zusammen am Ufer des Meeres, hören

sein Murmeln und sehen, wie es die blauen Wellen in sich schluckt. Bald befinden wir uns auf anmuthigen Wiesen, worin Bäche fließen wie Silber in Smaragden. Zefyr schwingt die Flügel und weht uns Lilienduft entgegen. Sie zeigen mir, wie Regentropfen in der Sonne an goldenen Narcissen schimmern. Augenblicklich sind wir in einem rauschenden Gesträuche. Wir hören die hüpfenden Gesänge der bunten Stieglitze. Der Kuckuk ruft uns seinen Namen entgegen."

Noch weniger wären Gleim's Kriegslieder ohne Kleist's Feldzug entstanden. Die Erzählung über ihren Ursprung in Gleim's Biographie von seinem Neffen Körte trägt vollkommen den Stempel der Wahrheit. Kleist, der mit in den Krieg zog, und mit dem Gleim 1758 vier glückliche Tage in „Bärenburg" lebte, um deren willen er allein schon, wie er sagt, geboren sein möchte, schrieb ihm Briefe. Gleim hatte die besten Nachrichten über den Krieg, und wollte von Anfang an eine Geschichte desselben schreiben. Er war aber dieser Aufgabe offenbar nicht gewachsen, da selbst seine mir bekannten prosaischen Schulaufsätze in ihrer Art gar kein Lob verdienen, und wollte nun wenigstens noch Friedrichs Homer sein. Im October 1756 sang er die Eröffnung des Krieges unter der Maske des preußischen Grenadiers, die er seitdem beibehielt. Seine eigene Vorstellung bei dieser Fiction mag darauf hinausgelaufen sein, daß der Sänger als gemeiner Soldat unter seinem Kleist diene. — Seinen Kleist hatte Gleim kennen gelernt, als er in Folge eines Duells auf dem Todtenbette zu liegen schien. Durch eine seltsame Schickung rettete Gleim ihm das Leben. Von Stund' an aber riß er ihn immer freudiger los vom Erdenstaube. Jetzt war Kleists Leben den Musen gewonnen, bis er tief beglückt trotz der furchtbarsten irdischen Schmerzen in jenen reineren Höhen und in eine freiere Luft seine Seele als Opfer für sein Vaterland [11] aushauchte. Schon zu Leipzig im Mai 1757 sagte er in seinem Gedichte an die Preußische Armee:

„Auch ich, ich werde noch, vergönn' es mir, o Himmel!
Einher vor wenig Helden ziehn!
Ich seh' dich, stolzer Feind, den kleinen Haufen fliehn,
Und find' Ehr oder Tod im rasenden Getümmel."

Lauter und lauter wurden Kleist's Todesgedanken; ja, er scherzte sogar im Voraus über seinen Heldentod. Lessing war in Verzweiflung bei Kleist's Tode, und aus seinem Munde schon müssen wir einer Anklage begegnen, welcher später selbst Theodor Körner nicht entging. "Er hatte, schrieb Lessing an Gleim, schon drei, vier Wunden. Warum ging er nicht? Es haben sich Generale mit wenigern und kleinern Wunden unschinpfllich bei Seite gemacht. Er hat sterben wollen." Nicht leicht wird Jemand überhören, daß die bittere Beschuldigung des klagenden Lessing zum erhabensten Lobgedichte auf den todten Freund wird und schwerlich gegen Lessing's Absicht. Denn Niemand wird dem Helden gebieten, daß er den Kampfplatz verlassen soll, sobald seine Wunden eine bestimmte Maaße erlangt haben. In diesem Sinne kann man von Kleist und in ähnlichem Sinne von Körner sagen: Ja, sie suchten den Tod fürs Vaterland, denn sie gingen ihm nie auch nur einen Finger breit aus dem Wege. Sie suchten ihn, denn in ihren Gedichten finden sich im Voraus die ergreifendsten Andeutungen desselben, und doch waren sie keine Seher, sondern nur brave Krieger, welche nichts vorauszusehen vermochten, als daß sie in einem vielleicht gesteigerten Grade ihre Schuldigkeit thun würden. Ueberhaupt aber ist es

mislich, an einem kostbaren Geschenke zu mäkeln, das dem Vaterlande nur von seinen freisten und reichbegabtesten Söhnen dargebracht werden kann.

Wie die ausgezeichnetsten Dichter um die Zeit des siebenjährigen Krieges alle öffentlichen Vorgänge auf sich wirken ließen, zeigt der Umstand, daß zehn Jahre nach den Hubertusburger Frieden [12] gelegentlich eine meisterhafte Strophe unserer berühmtesten Ballade sogar die Stimmung Friedrich's und Maria Theresia's vor dem Frieden von Hubertusburg ziemlich genau angab. Schillers Räuber, welche 1780 vollendet wurden, verdanken offenbar ihr Entstehen größtentheils einer mittelmäßigen kleinen Erzählung, die Schubart mit der Ueberschrift „zur Geschichte des menschlichen Herzens“ 1775 in das Schwäbische Magazin setzte. Aus verschiedenen Umständen ist zu schließen, daß ihr ein Märchenstoff zu Grunde liegt. Wie aber Schubart sie drucken ließ, so zieht der Sohn des Edelmanns statt in die böhmischen Wälder in den siebenjährigen Krieg. Schon 1763 verfaßte Lessing seine Minna von Barnhelm, in der jenes Merken auf die öffentlichen Verhältnisse besonders hervortritt. Pecuniäre Verwickelungen, und Verstimmungen des Königs, nicht ganz unähnlich denen, worunter der brave Tellheim leidet, waren während des Krieges bei den hervorragendsten Soldaten vorgekommen. Außerordentlich derb werden die fremden Abenteurer zu Berlin in dem Franzosen Riccaut verspottet. Friedrichs Gestalt selbst meint man in dem ganzen Stücke fortwährend im Hintergründe zu erblicken, so nahe noch und doch schon seinem Volke für ewig entrückt. Gleim schrieb seine Grenadierlieder, wie er gegen Lessing erwähnt in der Voraussetzung, daß der König selbst sie niemals lesen werde. — Wie beklagenswerth auch Friedrichs französische Bildung in andrer Hinsicht war, so war doch sie es auch hauptsächlich, welche seine Gestalt so früh schon mit dem poetischen Firniß umgab, ohne welchen Minna von Barnhelm schwerlich schon im Jahre des Hubertusburger Friedens hätte ins Leben treten können, und ohne welche die Wirkung des siebenjährigen Krieges sich kaum so schnell — beinahe möchte man sagen treibhausartig — hätte in allen Gattungen der deutschen Literatur äußern können.

Mit der Wirkung, die Friedrich durch die beiden schlesischen und durch den siebenjährigen Krieg auf die deutsche Literatur ausübte, schließt nun aber freilich sein Einfluß auf diese wesentlich ab. Um in Friedenszeiten auf sie noch einen raschen Einfluß üben zu können, hätte es allerdings solcher Hebel bedurft, die er bei seiner französischen Bildung nicht in Anwendung bringen [13] konnte. Nur darauf muß hingewiesen werden, daß Friedrichs Abneigung gegen die deutsche Literatur keineswegs aus einem Mangel an Patriotismus hervorging. Zu der Zeit, wo seine Bildung ihre bestimmte Richtung erhielt, wäre er gewiß auch ihrem Einflusse zugänglich gewesen. Hätte die deutsche Poesie ihm anfänglich nur einigermaßen fertige Bildungs-Elemente entgegengetragen, so würde er sie eben so wenig verschmäht haben als er die deutsche Philosophie verschmähte. "Sie brachten mir den Pietsch, sagte Friedrich einst mit Rücksicht auf einen jetzt gänzlich verschollenen Dichter; den habe ich weggeworfen." Als ihm vollendetere deutsche Dichtungen vor Augen kamen, hatte er sich längst abgeschlossen und zum Unglück war die durchsichtige und gefällige Form, auf der sein poetisches Ideal beruhte, der gerade Gegensatz dessen, was er in einem Götz von Berlichingen wiederfand. Er beschäftigte sich jetzt ernsthaft mit der Frage, was zur Hebung der deutschen Sprache und Literatur geschehen könne². Hiermit hing eine Einmischung in das Schulwesen zusammen, welche zunächst dem damaligen Joachimsthalschen Gymnasium mancherlei Unruhe bereitete. Friedrich wollte den deutschen

² Vergl. J. W. Löbell, die Entwicklung der deutschen Poesie, I, Seite 324—346.

Unterricht nicht als Bildungselement, als Mittel ausbeuten, sondern die deutsche Sprache und Literatur war ihm Zweck. Als Mittel zu ihrer Hebung wollte er auf seine Art die classische Literatur der Griechen und Römer benutzen. Und hier sehen wir ihn wieder in wunderbarer Einstimmung mit den größten Geistern seines Vaterlandes, welche für sich selbst den nämlichen Bildungsgang wählten³. Inzwischen hatte jetzt Friedrichs Abgeschlossenheit vielleicht eine der Hauptveranlassungen gegeben zu der subjektiven, allem öffentlichem Leben abgewandten und der Geschichte mehr oder weniger entfremdeten Richtung unserer classischen Literatur-Periode. Nicht Berlin, sondern Weimar war der vorzüglichste deutsche Musensitz geworden. Das Leben, welches Karl August dort anfangs mit Goethe führte, [14] bildet einen piquanten Gegensatz zu dem Leben Friedrich's in Sans-souci. Beide waren nach Berlin gekommen, und Goethe scheint sich hier so sehr auf unsicherem Boden gefühlt zu haben, daß er kein Wort gesprochen haben will, was nicht hätte gedruckt werden können. Nachmals ging er Allen mit einem billigen Urtheil über Friedrichs Stellung zur deutschen Literatur voran.

An dem Heldenmuth, welchen das preußische Heer unter dem großen Kurfürsten und Friedrich II. bewiesen hatte, pfl egten nachmals unsere Dichter die Tapferkeit ihrer Zeitgenossen zu messen. So singt Stägemann:

Das ist Muth der alten Zeiten,
Muth bei Fehrbellin und Leuthen.

Und Rückert in seinen geharnischten Sonetten:

Wer weckt mich heut und will mir Rach' erstreiten?
Ich sehe Helden, daß mich's will gemahnen,
Als säh' ich meine alten Ziethen reiten.

Nach dem siebenjährigen Kriege und dem Tode Friedrich des Großen besteht das Kriegslied während des höheren Greisenalters des preußischen Grenadiers in der Art fort, daß es in dem Grade wie das Heer selbst schwächer und matter wird, bis es vor und während des Aufschwunges vom Jahre 1813 wieder in jugendlicher Schöne dasteht. Als der Herzog von Braunschweig von seinem unglücklichen Feldzuge gegen Frankreich zurückkehrte, füllten die Gedichte hierauf aus wenigen Ortschaften in der Gegend des Harzes allein einen ansehnlichen Band.

Die Lieder während dieses Feldzuges, die zum Theil wirklich aus dem Heer kamen, sind beschreibend, so zwar, daß an der Stelle der rollenden Schlachtendonner Friedrichs nun die Regenschauer beschrieben werden, welche die Thatkraft der Preußen lähmten. Statt Triumphgeschreis vernehmen wir militairische Entschuldigungen, denn gesungen muß sein, und sollten eben statt der Siege Rückmärsche gefeiert werden.

³ Vergl. „der deutsche Unterricht in Prima“ von L. Giesebrecht in Stettin, in Mützells Zeitschrift, 1856, S. 113 —121.

1792 wollte die literarische Gesellschaft zu Halberstadt dem *ça ira* und *aux armes* deutsche Lieder entgegensetzen, um die Verirrungen [15] der Franzosen wieder auszugleichen. Insonderheit schien das mit der literarischen Gesellschaft so eng verwachsene halber-städtische Regiment dazu berufen, die Franzosen durch Lieder anzugreifen, durch Lieder die empörten Gemüther zu besänftigen und aus dem Taumel der Leidenschaften und den Gräueln der Anarchie zur gesunden Vernunft und zur Ordnung zurückzuführen. Als sie so sich selbst an die Stelle des Schwertes setzen wollte, erreichte die Kriegspoesie den tiefsten Grad ihrer Gesunkenheit.

Zu seinem Glücke erlebte der preußische Grenadier es nicht, daß die Stadt, in der er seine Lieder gesungen hatte, dem Königreiche Westphalen einverleibt wurde. Er erlebte nicht den Abzug des Domdechanten von Halberstadt und den Verfall eines geistlichen Stiftes, das unter Haymo, unter dem im Kinderliede fortlebenden Buko und unter dem fürstlichen Dichter Heinrich Julius geblüht hatte. Unter Friedrich dem Großen, dem Feinde der deutschen Literatur war dieser ehrwürdige Dom mit seinen Pfründen stillschweigend zum großen Theil den gutgesinnten Dichtern und Gelehrten als Beute überlassen worden und den Domherren, in deren Kreisen die Karschin mit Rosen bekränzt erschien. Mit Wehmuth bemerkte Clamer Schmidt, der letzte Mohikaner des Gleim-schen Dichterkreises, wie jetzt im Dom der „uralte tausendjährige“ Gottesdienst verstummte, der die aufgeklärte Regierung des alten Fritz glücklich überdauert hatte. Nun schwieg auch der silberne Mund des kleinen Adam, einer Glocke, die zum Chorgottesdienst geläutet war. Ja — o *vanitas vanitatum!* ruft Clamer Schmidt aus, indem er dies seinem Sohne meldet — die große Glocke Mittags 11 Uhr und Abends 8 Uhr wurde nicht mehr angeschlagen. Aber wenn auch nicht den Chorgottesdienst, so brachte die spätere Zeit doch dem Wohnorte des preußischen Grenadiers das majestätische Geläute und einen späten Widerschein der Poesie des Grenadiers zurück. Es verdient bemerkt zu werden, daß der durch die dortige literarische Gesellschaft auf mannigfache Weise fortgepflanzte Gleim'sche Patriotismus noch in neuerer Zeit dort ein Lied erzeugte, das vorzugsweise den Namen des Preußenliedes [16] erhalten hat. Bernhard Thiersch dichtete dort sein vielgesungenes Lied.

Ihrem Inhalte nach kann man im Allgemeinen die Lieder des Grenadiers als verpuppte epische Gedichte, die aus den Zeiten der Freiheitskriege aber, zu welchen wir jetzt übergehen, als rein lyrische bezeichnen. Der Fortschritt von jenen zu diesen beruht nun darauf, daß hier eben die Gattung reiner und einfacher zum Vorschein kommt. Die patriotischen Bestrebungen führen in den Freiheitskriegen eine bewundernswerthe Reinheit und Tiefe der Empfindung herbei, welche die damalige lyrische Dichtkunst zu einem ihrer erhabensten Höhepunkte in der Entwicklung der deutschen Dichtkunst emporhob. Zur Zeit dieser welthistorischen Ereignisse konnten selbst bloße Gelegenheitsgedichte von der tiefsten Poesie durchdrungen sein. Jetzt, wo man zu den ernstesten Betrachtungen einen allgemeinen Grund hatte, konnte auch die Schiller'sche Reflexionspoesie nach verschiedenen Richtungen hin mit glücklicher Virtuosität entwickelt werden.

Sollten wir den Ton der Kriegsgedichte des siebenjährigen Krieges mit Einem Worte charakterisiren, so müßten wir ihn Klopstockisch nennen. Dahingegen herrscht in der ganzen Poesie, welche sich Napoleon gegenüberstellt, der Schillersche Ton vor. So ist es denn kein Wunder, wenn ein Gedicht von Karl Mächler auf Napoleon Schiller selbst zugeschrieben werden konnte.

Aufs Tiefste, und tiefer wohl noch als Theodor Körner, mit dessen Liedern er zum Theil die Stoffe gemein hatte, erfaßte in seinen politischen Liedern schon Heinrich von Kleist den Schiller-schen Ton. Er ist frei von jeder Phrase, was für einen von Schiller angeregten Dichter gewiß ein seltenes Lob ist. Die Worte, welche er vorbringt, sind immer vom schwersten Gewichte. Bei Friedrich Wilhelms III. Einzuge in Berlin rief er ihm zu:

Und müßt' auch selbst noch auf der Hauptstadt Thürmen
 Der Kampf sich für das heil'ge Recht erneun:
 Sie sind gebaut, o Herr, wie hell sie blinken,
 Für beßre Güter in den Staub zu sinken.

Heinrich von Kleist verarbeitete den vollwichtigen Inhalt, welchen die Zeit ihm darbot, nicht bloß in Liedern. Vielmehr [17] kommt er hier hauptsächlich als Dramatiker in Betracht. Sein Drama „die Hermannschlacht“ zeigte die ganze Schmach der Rheinbundstage im Spiegel älterer deutscher Geschichte und konnte anfänglich nicht gedruckt werden. Dieses ganze Drama gleicht einem angezündeten Holzstoße, der von außen mit grünem Rasen verdeckt ist und langsam in sich verkohlen muß. Wo immer man den Rasen abhebt, schlägt die Lohe heraus. Die feierliche Zerstückelung der entehrten Jungfrau, der Zug, daß ein römischer Legat Thusnelda's Locke der Kaiserin nach Rom schickt, Hermann aber sie ihr zurückliefert, das Auftreten der Alraune sind bedeutsame, tiefgefühlte Züge.

Am populärsten ist Heinrich von Kleist's Erzählung „Michael Kohlhaas“ geworden, von der nur der Anfang schon vor der Schlacht bei Jena geschrieben wurde. Die novellistische Form tritt hier ganz zurück und die Phantasie des Dichters gibt in gänzlicher Ungebundenheit nichts als die sehr freie Ausführung eines historischen Thema's. Jedoch werden wir schwerlich irren, wenn wir glauben, daß er auch bei der Ausführung dieses Stoffes von seinem Patriotismus geleitet wurde, und daß die anscheinende Willkühr, mit der die Situationen verändert und gesteigert werden, dazu dient, ein ideales Bild der von seiner Zeit auf verschiedene Weise geforderten Selbsthülfe möglichst vollständig zur Anschauung zu bringen. Michael Kohlhaas, ein Roßkamm, geht von den einfachsten Privatverhältnissen aus, wird jedoch eben durch diese zur Empörung fortgetrieben, und geräth in eine gesetzwidrige Stellung, welche der eines Hofer, Dörnberg und Schill nicht unähnlich ist, mag sie nun wann immer ausgeführt sein. Anfangs befiehlt Kohlhaas nur einen benachbarten Edelmann, der sich unter einem falschen Vorwande widerrechtlich in den Besitz eines oder mehrerer Rosse bringt, als Kohlhaas sein Gebiet passiren muß Allein diese Selbsthülfe führt ihn auch mit seiner gesetzlichen Obrigkeit in gefährvollen Widerspruch. In den gleichen Widerspruch mußten ja auch jene Freischaarenführer mit ihren angestammten Fürsten gerathen. Wie Kohlhaas, so gingen auch Hofer und Schill unter. Jener Roßkamm thut jedoch vorher noch einen Schritt, der ihn zwar bei dem Hereinbrechen neuer Verwickelungen [18] nicht rettet, in dem wir aber gleichfalls wieder eine symbolische Handlung sehen können. Kohlhaas, der vogelfrei ist und den Luther öffentlich von seinem Wege abgemahnt hat, schleicht sich nach Wittenberg hinein, tritt plötzlich auf die Studirstube des ihm fluchenden Reformators und nöthigt ihm eine gewisse Anerkennung seiner Ausnahmestellung ab, nicht ohne daß dieser große Gewissensrath die gewaltigste Anmahnung zur Rückkehr in

einen seiner würdigen gesetzlichen Zustand an den zerknirschten Roßkamm ergehen ließe. Wer sähe nicht, mag dem Dichter selbst dies nun zum Bewußtsein gekommen sein oder nicht, wie in dieser meisterhaften Situation gleichsam das ganze in seinem Gewissen arg beschwerte, der allgemeinen Empörung gegen den Usurpator noch entgegengehende Zeitalter des Dichters in seinem Ringen durch Nacht zum Licht sich an die Gestalt des Gotteskämpfers herandrängte, zur Sühne und zur Buße und womöglich um ein Wort des Trostes und der Hoffnung zu vernehmen? Zu den Kriegsdichtern, auf deren Ton Schiller eingewirkt hatte, gehört auch Stägemann. Ein wahrer Dichter in der schlimmsten Zeit, der nicht vom Strome bloß sich fortreißen ließ, sondern manches Wort voll ernster Würde sprach, als noch die Geister rings um ihn her in tiefem Schläfe lagen. Den Fürsten des Rheinbundes rief er 1808 die majestätischen Worte zu:

Seid ernst bewillkommt, Fürsten! Das Prachtroß trägt
Schaumsprühend noch die Wappen des Heldenstamms,
Die Helden nicht.

Und schon 1807 redete er das russische Heer an:

Ihr schlaft, und donnernd schäumt der erwachte Krieg
Aus erznen Adern erzne Gluthen auf?
Es hallt an Danzigs Thürmen wieder.
Hallet die Küste bis zum Ladoga.

1809 dichtete er Kriegslieder für Schill und seine Waffengefährten. Und in demselben Jahre zu Königsberg will er, wie er sagt, an die Königin kein Lied zu ihrem Geburtstage richten, um nicht den Klang der Schlachten fordernden Tuba in den Jubel zu mischen.

[19] Noch in demselben Jahre klagte die sehnsuchtsvolle Muse des frommen Max von Schenkendorf Schills Tod und 1810 den Tod der Königin:

Rose, schöne Königsrose,
Hat auch Dich der Sturm getroffen?

Seine Wirksamkeit begann jedoch hauptsächlich erst 1813, wo er in seiner ritterlichen Weise sprach:

Ich zieh in's Feld mit freien Bauern
Und ehrenwerther Bürgerzunft.

Im Januar 1814 schrieb er ein Lied für die badische Landwehr, worin es heißt:

Münsterthurm, wir sehn dich ragen!
 Sehn Dich, blauer Vogesus!
 Was wir längst im Herzen tragen
 Kündet bald euch deutscher Gruß;

Bald verscheucht von Euch die Sklaven
 Schwertesblitz und Gottesblitz,
 Erde, wo die Kaiser schlafen,
 Rense's hoher Königssitz.

In diesen Worten haben wir zugleich schon eine leise Andeutung desjenigen Elements in Schenkendorfs Dichtungen vor uns, welches, indem sein Blick sich nach der deutschen Vergangenheit zurückwandte, nach den Freiheitskriegen eine schwärmerische Jugend in ihm mehr als in jedem andern Dichter ihre Wünsche und Hoffnungen wieder finden ließ.

Körners Lieder dagegen erscheinen uns seines frühen Todes wegen als die Stimmen eines reinen Engels aus jener heiligen Zeit, wo noch alles Wollen in dem einen großen Gedanken der Vaterlandsliebe gebunden war; in ihnen, so erscheint es, sind keine Irrungen, in ihnen ist nichts als Tugend, in ihnen sind keine Träume, in ihnen ist nichts als Wahrheit, kindliche Wahrheit; [20] ihnen muß daher jeder andere Dichter jener Zeiten ehrerbietig weichen.

Als Theodor Körner von Wien, wo er damals gelebt hatte, in den Krieg zog, stand die Mission, die er nachher erfüllte, ihm schon treulich vor Augen. Er bat beim Abschiede die heitern Wiener, man solle ihn und den ernsten Drang seiner Seele nicht miskennen. Andreas Hofer's Tod war schon von ihm besungen. Nicht minder Erzherzog Karl; was auch die Tage zerschmetterten, die Namen Karl und Aspern sollen in das Herz eingegraben sein, sie sollen donnern im Gesange, sind ein Sonnenhauch in düstern Nebeljahren, und in Karl und Aspern hat Deutschland noch Einen Tag und Einen Mann. Seines Herzens ganzen Jubel ruft Körner den Manen der gefallenen Helden von Aspern „in den Frühling ihrer Welten" nach. Mit Zuversicht blickt er auf den Brand von Moskau: „der Phönix Rußlands wirft sich in die Flammen". In seinem Gedicht bei der Musik des Prinzen Ludwig Ferdinand sagt er das Beste, was über diesen wilden Geist gesagt werden kann, dessen Nacht endlich in Morgenroth verschmolz:

Und dein Sehnen klagte nicht vergebens,
 Einmal ward's in deiner Seele Tag,
 Als dein Herz am kühnsten Ziel des Strebens
 Kalt und blutend auf der Wahlstatt lag.

- - -

Deinen Grabstein kann die Zeit zermalmen,
Doch die Lorbern werden dort zu Palmen.

Ein andermal gesellt sich die milde Königin Luise dieser wilden Gestalt zu.

Luise, schwebe segnend um den Gatten;
Geist unsers Ferdinand voran dem Zug!
Und all ihr deutschen freien Heldenschatten,
Mit uns, mit uns, und uns'rer Fahne Flug!

Der todten Königin soll beim Beginn des Kampfes das Volk zurufen: „Deutsche Frau erwache!“ und wie dann wirklich die preußischen Fahnen zu Felde ziehen, soll sie als Heilige wieder freundlich auf das Land niederschauen und das Flehen ihrer Kinder vernehmen:

[21] Luise sei der Schutzgeist deutscher Sache,
 Luise sei das Losungswort der Rache!

Theodor Körner wollte mit seinem Liede nur das Schilf sein, das im Kriegssturme mitrausche. Und doch hatte er die Aufgabe deutscher Literatur in jener ersten Zeit so inhaltschwer erfaßt, daß er sagte:

Es ruft die heil'ge Sprache unsrer Ahnen:
Ihr Sänger, vor! und schützt das deutsche Wort!

Der Aufruf, mit dem er sich an das Volk selbst wendet, ist großartig gedacht und ausgeführt: die Mädchen sollen nicht weinen, die Frauen nicht klagen, weil ihnen die kühne Wollust des Kampfes fehlt und der Herr die Schwerter nicht für sie gestählt, wenn sie sehen, wie die jugendlichen Männer ihre Leiber entzückt in die Schaaren ihrer Räuber hinwerfen; sie können ja dafür froh mit reiner Hand zum Altar Gottes treten, der ihnen in ihren herzlichen Gebeten den schönen, reinen Sieg der Frömmigkeit und zarte Sorgsamkeit für die Wunden der Helden gab. Und mit welcher Inbrunst erneuet er nun in Gedanken die Zeiten alter deutscher Treue, wo Bürger in freudig ernster Todesweihe ihre Staaten festgebaut! Die gewaltige Stimme des Vaterlands selbst hören wir aus seinem Liede nach den verstummen Göttern rufen, sehen in ihm des Vaterlands Hoffen auf des großen Gottes Rache. Eine große Hochzeit, sagt er ein andermal, wird nun auf deutschem Boden gehalten, die Ehre ist der Hochzeitsgast, das Vaterland die Braut, und seine liebsten Söhne führt er in die bräutliche Kammer, unter den

grünen Rasen, ein.

Rührend und ergreifend ist die Lützower Politik, die in einem Liede nach der Melodie: „Wer nur den lieben Gott läßt walten“ vorgetragen wird. Die deutschen Staaten sind Brüder und Brüdern ziemt Einigkeit, mag auch die Lüge noch ihren falschen Tempel bauen, mögen goldene Schurken beben und sich vor Kraft und Tugend fürchten und vor Feigheit schwindelnd vor dem erwachten Volke stehen; mögen selbst deutsche Fürsten es verdammen, daß das einige Deutschland einer Welt Gesetze vorschreiben könnte: Gott wird den Wütherich doch erschlagen und das deutsche Land [22] befreien. Seine Spur erkennt der Sänger im Ungewitter der Schlachten wie im herbstlichen Rauschen der Blätter — und dieser Gott wird den Thron des Tyrannen zermalmen, des Vaterlands Fesseln schmelzen und auf deutscher Helden Moos die glühenden Palmen pflanzen.

Das Lied aber, das Körner kurz vor seinem Tode niedergeschrieben hatte, das "Schwertlied", ist die Krone unter seinen Dichtungen. Wie hell und kindlich-einfach ist der Gedanke und wie klassisch ist er für diesmal durchgeführt, daß das Schwert des Kriegers Braut ist und daß er in der Schlacht mit ihr seine Vermählung feiert. Dieser Gedanke und somit das Lied selbst spricht die ganze Tiefe des damaligen Soldatenthums aus, wie es namentlich unter den Lützowern ausgeprägt war mit seiner durch die Ideen eines großen Heldenopfers, in welchem man sich dem Vaterlande vermählen wollte, einer sinnlichen, unmittelbaren Liebe beinahe nicht unähnlichen Vaterlandsliebe. Dabei hat das Ganze etwas Geisterhaftes, als sähen wir im Hellen Mondenglanz die den schlichten Gedanken in größter Mannigfaltigkeit vorführenden Szenen vor unsern Augen vorüberschweben. Heldenmuth spricht aus jedem Worte, und wo noch ein deutsches Schwert blinkt, wird des „Schwertliedes“ nicht vergessen werden.

Wenn wir jetzt Körners Lieder als die Geisterstimme eines der Gefallenen betrachten, so finden wir, daß ein Heldenstolz darin wohnt, und daß Ansprüche an das Vaterland darin ausgesprochen werden, denen unser Volk — man denke an unsere armen Invaliden mit dem Leierkasten — nur in geringem Grade entsprochen hat. In seinem Gedichte auf das Schlachtfeld von Aspern fordert er die Nation mit hinreißender Beredsamkeit zur Dankbarkeit gegen die Gebliebenen auf; zum Beweise dafür, daß die Gefallenen nicht für Unwürdige geblutet, sollen die Sänger ihre Lieder anstimmen und Pyramiden sich thürmen. Und wenn das Alles geschehen, dann —:

Stolzes Volk! Denkst du mit Marmorhaufen
Deines Dankes Schuldbrief abzukaufen? —
Deine Kuppeln ehren nur Dich selbst.

[23] Körner würde auch als Ueberlebender stolze Ansprüche an sein Vaterland gemacht haben, denn er sagt:

Sieh' umher bei fremden Nationen,
Wie sie dort ein muthig Werk belohnen,
Wie der Marmor in den Tempeln glänzt!
Jeder Sieg aus dunkler Wissenssphäre
Drängt sich in das Pantheon der Ehre,

Und der kühne Künstler steht bekränzt. —

Eine andere als die Körnersche Reflexionspoesie würde unter seinen Kameraden nicht die gleiche Wirkung haben hervorbringen können. Gesungen wurden seine Lieder zum Theil nach der Melodie von Burschenliedern, wobei wir uns jetzt freilich nicht enthalten können zu wünschen, daß Körner die alten Volksweisen gekannt und als Melodien zu Grunde gelegt hätte.

Theodor Körner bietet uns als politischer Dichter wohl mitunter Ersatz dafür, daß er den eigentlich vom Kriegsliede unzertrennlichen Volkston nicht kennt; er bietet Ersatz in der Stelle von eigenthümlicher Schönheit:

Gottlob, der neue Tag bricht an!
 Seht Euch nochmal die Sonne an.
 Wohl viele, die jetzt rüstig steh'n,
 Seh'n sie nicht wieder untergeh'n!

Aber gerade dieser Mangel ist es meiner Meinung nach, der es jetzt so Manchem schwer macht, gegen Körner als Dichter noch gerecht zu sein — jetzt, wo fast jeder bedeutendere Lyriker sich am Volksliede geübt hat und vaterländische Töne anzuschlagen weiß, die weit über den Gedankenkreis einer gebildeten Coterie hinaus an jedes menschlichfühlende Herz greifen. Mit vollem Rechte verlangen wir jetzt von jedem Dichter, nicht daß er mit seinem Worte bis zum Volke durchdringt, welches sich vielmehr selbst seine gesunde eigene Kost zu schaffen im Stande ist, wohl aber, daß er die Herzen seines gebildeten Publikums vor der kastenmäßigen Einseitigkeit des Denkens und vor einer gefährlichen Abgeschlossenheit gegen die frischen Strömungen des gemeinsamen Volkslebens läuternd bewahre. Störend sind jetzt auch in Körners Gedichten die fortwährenden jugendlichen Reflexionen über Leier und Schwert und [24] freilich wirkt in dieser Beziehung ein Wolfram von Eschenbach wohlthuender, wenn er in rührender Naivetät mit geschlossenem Visier auf dem bekannten Bilde vor uns steht, als hätte er selbst nicht die geringste Ahnung davon, welch wunderliches Ding es ist um die Verbindung eines der hellsten, gewaltigsten und umfassendsten Geister aller Zeiten mit dem neben ihm stehenden, von seiner Rüstung gleichfalls ganz verhüllten Schlachtrosse; als hätte er nicht die geringste Ahnung davon, daß dies Reiten in den Wäldern nach Abenteuern einmal aushören und daß sogar — man denke — der treue Wächter, dem er gleich vielen andern Dichtern seiner Zeit aus der Burg von der Seite der Geliebten seine Minnelieder zusang, nicht immer für heimliche Liebe Wache haltend in seinem Korbe oder gar auf dem Burghore sitzen würde. Aber alles dies darf uns doch nicht zur Ungerechtigkeit gegen einen Dichter verführen, welcher nicht allein in einer der unsern noch so nahe stehenden Zeit den größten Einfluß übte, den ein Dichter überhaupt ausüben kann, sondern auch literarisch noch in neuerer Zeit so manche Anregungen hervorzurufen im Stande war. So hat Körner mit dem Gedichte „Durch!“ Georg Herwegh für eine ganze Reihe seiner Poesien Ton und Haltung gegeben.

Ich füge hier noch Einiges hinzu über Körners letzten Ritt, den er in einer fortwährenden dichterischen Begeisterung aus-geführt zu haben scheint. Am 25. August 1813 wurden plötzlich

hundert der zuverlässigsten Lützower Reiter und Pferde ausgewählt, an deren Spitze sich Lützow selbst und der alte Fischer stellten. Dies und die Begleitung von hundert Kosaken deutete schon auf ein besonders wichtiges Unternehmen und regte die Phantasie der hundert Lützower mächtig an. Der Dichter Theodor Körner war unter ihnen, und da er sich damals als Lieutenant in Lützow's nächster Umgebung befand, so ritt er hochbegeistert mehrmals an einige seiner Freunde heran, erklärte, man würde eine „himmlische Suite“ haben, die für den Ueberfall bei Kitzen Genugthuung geben würde, und reizte dadurch die Neugier der Reiter noch mehr. Auch Lieutenant Friesen, der edle Jüngling, der „in allen Sätteln gerecht“, dem „kein deutscher Strom zu breit“ war, und der nachher in den Ardennen fiel, zog mit ihnen.

[25] Der 25. August war ein schöner Tag, an dem noch überdies manche drollige Scene den Marsch erheiterte. Ein blutjunger, fast noch knabenhafter Bauernbursche, auf einem hübschen Pferde seitwärts vom Zuge reitend, führte gegen unsere Lützower kecke Reden und sagte in seiner Bauerntracht, er sei eben so gut Soldat als sie, er wolle doch sehen, wer etwas dawider habe. Vater Lützow, wie man ihn wohl nannte, drückte selbst seine Verwunderung über den Burschen aus, da dieser sogar gegen ihn seine Keckheit nicht zügelte: bis der alte Fischer Lützow endlich mit der Frage unterbrach, ob er denn sein eigenes Pferd nicht kenne. Und es war richtig so: der Bauerbursche saß auf einem Lützow'schen Pferde. Er war, wie man nun erst erfuhr, ein verkleideter Jäger, welcher, um dem Feinde auch dadurch Abbruch zu thun und dem Corps auf jede Weise zu nützen, sich sogar als Kundschafter verwenden ließ und im festen Lager der Feinde bei Schwerin genaue und sachgemäße Erkundigungen über die Stellung derselben eingezogen hatte. Er war mit einem zweiten, gleichfalls als Bauerjunge verkleideten Jäger bereits einmal dort gewesen, und sogar den Weg auf der Landstraße hatten sie damals gut angewandt: denn einer von Beiden hatte sich dabei mit der Zudringlichkeit eines reisenden Bauerjungen an mehrere Franzosen angeschlossen, ihnen im richtigen Augenblicke plötzlich die Gewehre genommen und sie gefangen eingebracht. Eben jetzt sollten die Beiden nun wieder nach Schwerin hinein; bis sie noch Einiges erkundet hätten, sollten die Lützower und die Kosaken sich hauptsächlich nur in einem Versteck halten, aus dem sie dann nach eingegangener Nachricht losbrechen sollten. Am Abende dieses ersten Tages aber kamen sie spät auf einem Rittergute an; unsere Reiter labten sich an Butterbrod und Braten, die ihnen in großen Schüsseln auf dem Hofe bei ihren Pferden präsentirt wurden, die Pferde am Hafer, der ihnen in Futtersäcken reichlich geboten ward. Noch grauete nicht einmal der Tag, als man aufbrach; bald daraus kam man in das Gehölz unweit Rosenhagen und Gadebusch, in dessen Nähe das Gefecht vorfiel. Der Lützower, dem wir diese handschriftliche Mittheilung verdanken, ritt mit neunzehn Andern zuerst ein. Später ging er in Geschäften zu einem Wachtmeister der fünften [26] Eskadron auf der andern Seite des Busches, und bei dieser Gelegenheit war es, wo er, natürlich ohne damals sonderlich darauf zu achten, Theodor Körner im Vordergrund des Busches erblickte und neben ihm die Briefftasche liegen sah, in welcher er das „Schwertlied“ niedergeschrieben hatte. Bald darauf fand Körner seinen Tod.

Nicht allein als ein Sühnopfer für das gesammte Vaterland fiel Körner, gleich den Scharnhorst, Schill, nein, auch als ein Sühnopfer insbesondere für jene kleine künstlerisch gebildete Minderzahl, der er selbst im Felde ein wehmüthiges Andenken bewahrte, für jene geistreichen Kreise, denen seine Familie so nahe stand und die erst in der Bewunderung für den Heldenmuth dieses Jünglings ihren guten Genius wiederfanden.

Ein Dichter, der so in das Leben eingegriffen hatte wie dieser, und gestorben war wie er, mußte

nach seinem Tode selbst zu einem Lieblingsgegenstande des Gesanges werden. Nicht bloß Stägemann besang ihn. Die eigene Schwester, an kindlich-edlem Sinne nur dem Bruder vergleichbar, malte sein Bild und begleitete es mit einem Liede. Sie fühlte ihren Tod herannahen und wollte neben dem Bruder ruhen, weil sie, wie sie sagte, keinen Bräutigam habe und die Eisenbraut an feiner Seite nicht auf sie eifersüchtig sein werde. Tiedge sang: „Wo habt ihr meinen Jüngling hinbegraben?“ Noch neuerdings ward Körner der Held eines dramatischen Gedichtes. Darin verliebt sich jenes bekannte Heldenmädchen in ihn, und schleicht ihm in der Lützower Verkleidung überall nach, bis zuletzt eine feindliche Kugel ihrem Leben und ihrer verborgenen Liebe ein Ende macht. Erhebend und erfrischend ist Rückert's Gedicht: „Körners Geist". — Möge denn seiner gedacht werden, so lange noch „des Windes Kräuseln" das Laub der deutschen Eiche bewegt!⁴

[27] Ich enthalte mich der Besprechung so mancher andern braven Dichters jener Zeiten, unter welchen Fouqué glücklich einen leichten ansprechenden Volkston getroffen hat. Zumal diejenigen übergehe ich, welche wir noch mit Stolz unsere Zeitgenossen nennen: einen Rückert, Arndt und Uhland. Fast so männlich und nachdrücklich wie diese drei dichtete von den jetzt Verstorbenen auch Carl Immermann seine „Vaterlandslieder". Ueber die Schlacht bei Leipzig jubelte er:

„Wir haben geschlagen die Völkerschlacht;
Der Morgen bricht vor, zu Ende die Nacht.
Laßt los mich, muß überall sagen es an,
O Himmel wie leuchtet die Siegesbahn.

Und vor Paris rief er aus:

Schlachtdromete, blase, blase,
Sei der letzte Kampf entschieden.
Todesengel rase, rase,
Bald schläft, Brüder, ihr in Frieden.

Wenn Immermann's Kriegslieder aber fast gar nicht bekannt geworden sind, so hatte dies vielleicht dieselbe Ursache, welche sein Talent überhaupt schwer zur Anerkennung gelangen ließ. Er war dem Ideal nicht immer treu und so schlägt er auch in seinen Vaterlandsliedern mit der trotz seiner von Haus aus tüchtigen Natur leider auch ihm eigenen Selbst-Ironie der großen Zeit, welcher sie angehören, in's Gesicht. Wer möchte sie jetzt wohl noch zur Hand nehmen, da die Poesie nur die Aufgabe haben kann, das hehre Bild jener Tage vor uns aufzubauen, nicht es zu zerstören?

⁴ Das hier über Theodor Körner Gesagte wurde in dem Vortrage nicht gelesen.

Würfe man aber geradezu die Frage auf: worauf gründet sich nun der Zauber, der just auf den Namen Körner, Schenkendorf und Stägemann ruht (auf dem Namen Stägemann allerdings nur in bestimmten Kreisen), so erkennt man bei einiger Aufmerksamkeit leicht, daß gerade sie die Erzieher ihres Volkes waren und wie sie ihrem Wesen nach es sein konnten. Zunächst verlangte eine theilweise mit dem zartesten religiösen Sinne begabte, durchgängig aber dem Idealismus zugewandte Zeit, daß ihre wirksamsten Kriegsdichter ihr eine schon damals vollkommen [28] und schön entwickelte Persönlichkeit und eine religiöse Grundstimmung entgegenbrachten. So ist Theodor Körner nicht erst durch seinen Opfertod zum Ideal erhoben worden: er war es schon im Leben durch eine Gunst der Verhältnisse, wie sie vielleicht niemals wiederkehrt. Seine Stellung zu einem Vater, der von den höchsten und reifsten Früchten der damaligen Bildung für den Sohn Gewinn ziehen konnte, und zu der gleich hoch gebildeten Schwester war von der vorzüglichsten Art. Die Mutter, eine Frau von weisem Herzen, stand diesen beiden schwerlich nach und ein Verhältniß anderer Art rundete Alles bereits wohlthuend ab. Von Max von Schenkendorf kann man sagen, daß bei ihm die tiefe Sehnsucht seiner Zeit am Meisten individuell geworden ist. Denn die nämliche Sehnsucht nach höherer Vollendung war es, die ihn einstmals die Freiheit am Sternenzelte suchen und die ihn einstmals bei dem Gedanken an die Geliebte sich selbst zurufen ließ:

Dort nur wirst du ganz genesen,
 Wo der Sehnsucht nichts mehr fehlt,
 Wo das schwesterliche Wesen
 Deinem Wesen sich vermählt.

Stägemanns Namen dagegen wird kaum ohne Elisabeth's Namen genannt, an welche er die stolze Aufforderung richten konnte:

Elisabeth, auf wappne den Sohn!
 Du hast Dem Vaterland ihn freudig geboren.

So ausgeprägte und so fesselnde Charaktere nun mußten zugleich in dem engen Rahmen dieser Kriegslieder vollständig zur Erscheinung kommen. Körner, Schenkendorf und Stägemann glichen jenen wundervollen Geigenspielern, welche einer einzigen Saite die verschiedensten Töne zu entlocken verstehen. Die Kriegsdichter, deren literarischer Charakter noch in erotischen Gedichten oder auch in publicistischen Abhandlungen seine Ergänzung sucht, traten auch deshalb mehr in den Hintergrund.

Die Zeiten Friedrichs und des preußischen Grenadiers waren vorüber. Es war eine Zeit gekommen, wo keine Abstractionen herrschten, sondern Religion und Leben, Ideal und Wirklichkeit sich [29] in einer unvergleichlichen, unsre Sehnsucht nach jenen Tagen immer von

Neuem erregenden Harmonie zusammenschlossen⁵. Die Kriegsmuse, welche in der Königin Luise eine verklärte Freundin sah, trug ein volles Herz im Busen. Sie brachte nicht sowohl die Kraft, als die Zartheit, die Innigkeit und den Reichthum der modernen Empfindung in einem bis dahin unerhörten Maaße zur Anerkennung; denn auch eine Melodie, ein Takt klang durch diese Lieder hindurch, welcher Alle mit sich fort riß. Man kann wohl sagen, daß ein gewisses weibliches Element in diesen Lieblingsliedern der Nation sich findet. Darum bildeten sie auch eine schöne Vermittelung zwischen dem Feldlager und der Familie und man sieht, daß edle Frauen und die begeisterte Jugend hier die Palme verschenken.

Vielleicht schätzte diese Sängerpalm im Allgemeinen der Naturdichter Hiller zu hoch, als er Gleim zurief:

Und so bist du so gut ein Held,
Der Preußens Friedrich ehrt,
So gut wie Kleist und Winterfeldt
Des Pantheons auch werth.

Aber gewiß ist, daß auch in Zukunft jede Heldenthat sich ihren Sänger schaffen und daß die deutsche Muse niemals im Ernste mit Gleim sprechen wird: „Er ist todt, Hoheit, er ist bei Kunersdorf geblieben!“

⁵ Ein schönes Ehrendenkmal ist den Freiheitskriegen und von ihren Dichtern Max von Schenkendorf gelegentlich gesetzt in dem so eben erschienenen Vortrage: "Die Bildung des Willens. Zur Geschichte der deutschen Pädagogik. Von L. Wiese. Berlin, Wiegandt und Grieben. 1857."

2. Zusatz bei der Wiederholung in Frankfurt an der Oder am 6. April.

Hochgeehrte Versammlung!

Die Krankheit des Herrn Professor * in Berlin hat bewirkt, daß Sie an dem heutigen Abende nur diese Vorlesung über die Kriegsdichter gehört haben. Dem Auftrage, ihn gerade durch diese zu vertreten, konnte ich nur in der Hoffnung Folge zu leisten wagen, daß Zeit und Ort ihr vielleicht eine nachsichtige Aufnahme bereiten würden. Die Zeit, denn es ist seit dem ersten großen Schlachtenjahre des siebenjährigen Krieges gerade ein Jahrhundert verflossen. Und der Ort: denn hier hauchte Ewald von Kleist seine Seele aus und hier steht sein schlichtes Denkmal neben der stillen Kirche.

Schon der schöne Frühlingstag könnte uns heute an ihn erinnern. Aber er gehört ja selbst auch unsern Kriegsdichtern an. Sein Heldentod konnte mancher Umstände halber zu seiner Zeit eine noch größere Wirkung auf die Literatur üben als Körners Tod. So lassen Sie mich denn nochmals auf eine schon früher erörterte Frage zurückkommen, um Ihnen einen vielleicht noch ungedruckten und vielleicht von einem aus den Freiheitskriegen bekannten Manne herrührenden Spruch mitzutheilen, der dieselbe auf das Treffendste löst. Er lautet mit Hinzufügung eines in dem Manuscripte ausgelassenen Wortes:

[31] Ein froher Sang ist (Goldes) werth,
 Ein tapfer Lied wiegt auf ein Schwert.
 Nur sei der Sänger auch ein Mann,
 Der wie einst Körner bleiben kann.

In gewisser Hinsicht hätte statt Körners hier auch Ewald von Kleist genannt werden können, von welchem Gleim singt:

ewig glänzt
 So wie die Sonne, wenn wie eine Braut
 Aus ihrer Kammer sie hervorgeht, uns
 Sein Leben und sein Tod!

Tiefsinnig wird er an seinem Grabmale ein Weiser genannt, weil er für Friedrich gestorben sei. Und wie sollte es nicht weise gewesen sein, das Bild der vollendeten Treue aufzustellen, welches er so erhaben aufgestellt hat, daß wir in unsern Friedenstagen es nur von Ferne mit Ehrfurcht betrachten können!